

Morde zum Mitsingen

„Harold and Maude“ beim Theatersommer Ludwigsburg

VON CORNELIUS W. M. OETTL

Die exzentrisch-eitle Mrs. Chasen (Diana Gantner) klagt über ihren Sohn Harold. Psychologe Dr. Matthews (Uwe Peter Spinner) nickt verständnisvoll. Die Haushälterin (Marilena Weichert) hebt die Speiseglocke vom Silbertablett auf dem Essenswagen. Ihr entfährt ein gellender Schrei: Das Haupt Harolds (Volkmar Leif Gilbert) ruht auf dem Präsentierteller, seine Zunge hängt schlaff aus dem Mund.

1971 inszenierte Regisseur Hal Ashby den Streifen „Harold und Maude“ nach Colin Higgins' Drehbuch. Der junge Harold, der um der Aufmerksamkeit willen heiter Selbstmorde inszeniert und anstelle von Discos Beerdigungen präferiert, begegnet auf einer solchen der 79-jährigen Maude (selbst 80 Jahre alt: Astrid Polak). Es entsteht mehr als eine Freundschaft.

Regisseurin Christiane Wolf lässt das ungleichaltrige Paar bei bestem Premierenwetter am Freitag auf der Freilichtbühne im Theatersommer Ludwigsburg aufeinandertreffen. Links stehen ein paar Grabsteine, der überfüllte Wohnwagen Maudes, rechter Hand goldbesetzte Möbel aus dem Wohnzimmer der Chasens.

Diana Gantner als um Reputation besorgte Mutter regt mit ihrer Exaltiertheit die Lachmuskeln an, solange sie überakzentuierte Sprechweise und Theatralik derartiger Menschenkategorien nicht auf die Spitze treibt. Gleiches gilt für Marilena Weichert, die neben Dienstmädchen auch Harolds Blind Dates spielt. Spinner, der unter anderem noch Pfarrer und Inspektor mimt, gelingen die Pointen am besten, weil er etwa nervöse Ticks seiner Figuren zeigt, ohne sie auf diese zu reduzieren. Polak überzeugt als renitente Maude, die vor Altersweisheit strotzt. Gilbert als Harold erscheint neben ihr blass und unreif. Immerhin unterhält die inflationär abgespielte Musik, die, wie im Film, zum „If you want to be free, be free!“-Mitträllern einlädt.

▪ Bis 26. Juli, 071 41 / 2 42 31 55

Kurz berichtet

Mülheim: Preis für Höll



„Qualitätskontrolle“: T. Mihályi und M.-C. Hallwachs im Nord Foto: Dreher

In der Nacht zum Pfingstsonntag hat der Leipziger Autor Wolfram Höll mit seinem Theaterstück „Und dann“ den mit 15 000 Euro dotierten Mülheimer Dramatikerpreis erhalten. Erzählt wird vom Verschwinden einer Mutter aus der Perspektive eines Kindes. Höll setzte sich knapp gegen René Pollesch („Gasoline Bill“) durch. Den Publikumspreis gewann das Theaterkollektiv Rimini Protokoll, das mit der querschnittgelähmten Maria-Cristina Hallwachs für das Schauspiel Stuttgart das Stück „Qualitätskontrolle“ erarbeitet hat. (dpa)

Venedig: Preis für Korea

Der koreanische Pavillon, der die Architekturentwicklung in Nord- und Südkorea vergleicht, ist auf der 14. Architektur-Biennale in Venedig mit dem Goldenen Löwen für den besten Länderbeitrag ausgezeichnet worden. Den Silbernen Löwen erhielt der chilenische Pavillon. Lobende Erwähnungen gab es für die Beiträge aus Kanada, Frankreich und Russland. Der „Bungalow Germania“ ging bei der Preisverleihung am Samstag leer aus. (dpa)

Busfahrt und Körperkino

Kurzfilmfestival Hamburg: Arte-Preis an Videokünstler Müller und Girardet

„Sun Song“, ein Experimentalfilm über eine Busreise bei Sonnenlicht, hat den mit 3000 Euro dotierten Hauptpreis des Internationalen Kurzfilmfestivals in Hamburg gewonnen. Der 15-Minuten-Streifen des Amerikaners Joel Wanek porträtiert die bewegungslosen Buspassagiere feinfühlig und rhythmisch, erklärte die Jury am Sonntag zur Begründung. Die mit 6000 Euro höchstdotierte Auszeichnung, der Arte-Kurzfilmpreis, ging an die deutschen Videokünstler Matthias Müller und Christoph Girardet für ihren Experimentalfilm „Cut“ (Wunde). Zu den Veranstaltungen des sechstägigen Festivals kamen 200 Filmemacher und rund 15 000 Zuschauer. 300 Kurzfilme aus mehr als 40 Ländern standen auf dem Programm. (dpa)

Zungen, Tiere, Sensationen

Miley Cyrus verlegt die Rock'n'Roll-Revolution ins Kinderzimmer: Der Versuch der Ehrenrettung einer angeblichen Skandalnudel

Hereinspaziert! Hereinspaziert! Im grellen Popzirkus der Miley Ray Cyrus bekommen Sie Sex mit Kuscheltieren, singende Cowgirls, fliegende Würstchen, tanzende Freiheitsstatuen, Kitsch, Klamaus und sogar ein bisschen Kunst geboten. Eindrücke vom Konzert des US-Superstars in Frankfurt.

VON GUNTHER REINHARDT
AUS FRANKFURT

Die Rolling Stones hatten es gut. Als sie in den 1960er Jahren angingen, Musik zu machen, reichte es, sich lange Haare wachsen zu lassen und den Blues von Willie Dixon oder den Rock'n'Roll von Chuck Berry ein bisschen schneller, lauter und rauer zu spielen, um gegen das Establishment und die guten Sitten aufzubegehren. So leicht bringt man heute keinen mehr aus der Fassung. Rock'n'Roll gehört längst zum wertkonservativen Inventar. Die Popindustrie, die in den 1960ern noch eine Gegenkultur vertrat, ist inzwischen ein Riesengeschäft, das seine Kinder auffrisst – wie die Karrieren Britney Spears', Justin Timberlakes oder Christina Aguileras beweisen, die mal mehr, mal weniger drastisch aus der Disney-Verwertungs-maschinerie ausgebrochen sind, in die sie als Teenager hineingerieten. Keine hat dabei aber so medienwirksam und spektakulär ihre niedlichen Spiegelbild Hannah Montana zertrümmert wie Miley Cyrus.

Das, was die 21-Jährige aus Nashville, Tennessee, am Freitag vor 10 000 Fans in der Frankfurter Festhalle abliefern, sieht nicht aus wie Rock'n'Roll, hört sich nicht an wie Rock'n'Roll. Und trotzdem riecht die groteske Mischung aus Kindergeburtstag, Teenie-Revolution, Bourleske und „Muppet-Show“ verdächtig nach Rock'n'Roll. Dass vor dem Auftritt „Gimme Shelter“ von den Rolling Stones aus den Boxen dröhnt, ist natürlich kein Zufall. Und auch, dass Miley Cyrus auf einer monströsen Zunge, die ihr als Rutschbahndient, auf die Bühne schliddert, darf durchaus als Zitat jener Zunge gelten, die seit 1971 Logo der Stones ist. Und tatsächlich lassen sich viele der Songs auf Cyrus' aktuellem Album „Bangerz“ als Protestsongs verstehen, als Songs, die sich gegen jegliche Vereinnahmungsstrategien wehren und die Untastbarkeit des Ich feiern („Do My Thing“).

Miley Cyrus, die einst als Hannah Montana in jedem amerikanischen Kinderzimmer zu Hause war, inszeniert sich nun auf der Bühne als bizarre Männerfantasie, schockiert auch beim Auftritt in Frankfurt mit strategisch geplanter Hemmungslosigkeit, die Ausdruck eines neuen weiblichen Selbstbewusstseins sein soll. Sie ignoriert routiniert die Grenzen des guten Geschmacks. Den riesigen aufblasbaren Penis, mit dem sie zuvor auf der Tour für Aufsehen sorgte, hat sie zwar



zu Hause gelassen. Doch bei der Hip-Hop-Nummer „Love Money Party“ räkelt sie sich mit gespreizten Beinen auf der Motorhaube eines goldenen Pick-up-Trucks und erlaubt sich mit Dollarscheinen einige Obszönitäten. Beim überdrehten Popsong „Party In The USA“, der mit Feuerwerk und Konfettiregen das Konzert beendet, verkörpern ihre Tänzer zwar all das, was den USA heilig ist – die Freiheitsstatue, die Freiheitsglocke und diverse US-Präsidenten. Doch dann kniet sich Miley Cyrus vor dem Tänzer, der sich als Abraham Lincoln verkleidet hat, nieder und simuliert einen Blowjob.

Die Sängerin, die sich vom Kinderstar in eine Popprovokateurin verwandelt hat, führt damit genau jene Trivialisierung von Sexualität vor, die der US-Kulturkritiker Mark Greif als ein moralisches Grundproblem der Kulturindustrie des 21. Jahrhunderts bezeichnet. Doch Cyrus mag zwar geschmacklos und vulgär sein. Ihre verspätete Teenager-Rebellion und ihre trotzigsten Ich-tu-jetzt-nur-noch-was-ich-will-Posen geraten mitunter etwas aufdringlich. Doch letztlich folgt sie mit ihren aufgesetzten Selbstinszenierungen einer langen popkulturellen Tradition, die Künstlerinnen wie Debbie Harry, Grace Jones, Madonna und Lady Gaga lange vor ihr und ästhetisch konsequenter umgesetzt haben.

Neu ist aber, dass Miley Cyrus ihre Obszönitäten in einer bunten Kitschwelt aufführt, die so aussieht, als hätte sie Jeff Koons entworfen, als ob sie sich an einer unartigen Version von Disneys Musical „Die Schöne und das Biest“ versuchen wollte. Mal verkleidet sie sich als Diva, mal als Cowgirl. Sie holt eine monumentale Hundeplastik oder Puppenspieler auf die Bühne, um mit einem Zotteltier, das aus der „Sesamstraße“ stammen könnte, ein Duett zu singen, sie kuschelt mit ihren Tänzern in einem überdimensionalen Bett und fliegt am Ende der Show auf einem Hotdog davon.

Miley Cyrus, die ihrem berühmten Vater Billy Ray Cyrus kürzlich verboten hat, bei einer Reality Show mitzumachen, weil sie das peinlich fände, kann alles außer langweilig. Es ist ein überkandideltes Zirkusspektakel, das sie in Frankfurt bei der zweistündigen Show ihren Fans bietet. Sie spielt mit Disco („On My Own“) oder Polka („4x4“), hat Hits wie „Wrecking Ball“ im Programm, spielt Outkasts „Hey Ya!“ als Countrynummer und bringt ihrem vorwiegend jungen Publikum nebenher die Musik von Bob Dylan („You're Gonna Make Me Lonesome When You Go“), den Beatles („Lucy In The Sky With Diamonds“) oder Dolly Parton („Jolene“) nahe.

Miley Cyrus' Show ist kein Skandal, sondern großes Entertainment. Nur dass sie die Rolling-Stones-Nummer „Wild Horses“, die sie vor wenigen Tagen beim Konzert in Helsinki noch im Programm hatte, in Frankfurt auslässt, ist sehr schade.

Atemlos durch die Nacht

Leichtes, Luftiges, Lustiges: Eindrücke vom Neue-Musik-Festival „Der Sommer in Stuttgart“

VON SUSANNE BENDA

Aufgepasst! Da hört einer mit. Aus den floralen Gestecken auf den Stehtischen ragen Mikrofone. So kann, wer will, durch die Blume sprechen, und „Durch die Blume“ heißt auch die Performance von Huihui Cheng Samstagabend im Theaterhaus. So tönen die Stimmen der Besucher aus Lautsprechern, eine Videokamera fängt Bilder der Partygäste ein. Die Kellner im Raum beginnen zu streiten und zu singen – ebenso wie zwei junge Damen.

Es geht um das weite Themenfeld von Privatheit und Öffentlichkeit, Persönlichkeit und Selbstinszenierung. Die Performance, ein Beitrag der Stuttgarter Musikhochschule, passt sich launig ein in einen sommerlich leichten Neue-Musik-Abend, bei dem sich alle vier Institutionen einbrachten, die das Festival „Der Sommer in Stuttgart“ 2014 auf die Beine stellten. Vorausgegangen war (als Beitrag der Akademie Schloss Solitude) ein überzeugender Versuch des musikalischen Brückenbaus zwischen der Renaissance und unserer Zeit. Als Ensemble Unidas kombinieren die Sopranistin Theresa Dlouhy (mit fast kindhaft reiner Stimme), die Gambistin Eva Reiter und der Lautenist Christopher Dickie Lieder John Dowlands und englischer Zeitgenossen mit neuen Stücken von Arthur Lavandier, Wolfgang Mitterer, Bernhard Gander, Francesco Filidei, Burkhard

Stangl und Peter Jakober. Dabei reicht das Spektrum des Zeitgenössischen von nur subtil verfremdeten Dowland-Klängen bis hin zu bewusst gesetzten Gegenwelten wie etwa in Jakobers bewusst gefühlstleerem Duo „Stehende Zeit“. Dass dieses Stück am Ende doch wieder auf Dowlands berühmtes „Time Stands Still“ zurückkommt, spricht für ein Konzert, in dem die alten Klänge gerade wegen ihrer Intimität immer wieder wirken wie ein Netz, das den freien Fall der neuen Werke auffangen kann.

Mit dem Anima-Quartett stellte sich auf Einladung des Südwestrundfunks ein spieltechnisch reifes Streichquartett vor, dessen Programm allerdings nicht ganz frei war von

Längen und Redundanzen. So finden in Juliana Hodkinsons „Is there something you can tell us“ das Streichquartett und eine mit Live-Elektronik spielende Sopranistin (Lore Lixenberg) keinen gemeinsamen Bogen, und dass Peter Eötvös in seinen „Korrespondenzen“ den Briefwechsel zwischen Wolfgang Amadeus und seinem Vater Leopold Mozart in Klänge fassen will, ist eine zwar hübsche, aber in Teilen ins Dekorative abgleitende Idee, die durch den Wechsel auf der ersten Position (hier gibt es eine Prim-Bratscherin!) immerhin klangerfarbig interessant ist. Spannend ist auch die Wiederbegegnung mit den 1963 als skandalös empfundenen Kratz- und Schabgeräuschen in Michael

von Biels zweitem Quartett, die heute zum gewöhnlichen Klang-Arsenal von Neue-Musik-Konzerten zählen. Und Ana Sokolovic hat mit „Commedia dell'Arte“ teils sehr subtile Charakterstücke geschrieben, die nicht nur die Figuren dieser italienischen Theaterkunst beschreiben und karikieren, sondern auch manches Zitat und manche Geste älterer klassischer Musik.

Für den Höhepunkt des Abends sorgten indes die Neuen Vocalsolisten. Carola Bauckhold hat mit „Nein allein“ ein Stück geschrieben, das aus (banaler Alltags-) Sprache hochlebende Musik macht. Bis hin zum finalen Festbankett, das, regional getönt, in Stuttgart nicht ohne Gaisburger Marsch auskommt, erlebt man einen intelligent gemachten Vokal-Comic. Ein exzellentes Stück ist auch Luca Francesconi „Herzstück“, das die Vocalsolisten auf der Basis von Heiner Müllers gleichnamigem Dramolett auf eine witzige Reise zwischen Wort und Musik schicken. Der musikalische Kontrapunkt, auf Sprache angewandt: Hier ist er in klanglich hübschster Verpackung zu erleben. Aus Claude Viviers „Love Songs“ schließlich haben die Stuttgarter eine musikalische Tragikomödie gemacht, die mit der Madrigaltradition ebenso spielt wie mit gängigen Liebesklischees. Spätestens wenn der Tenor sein „Ich bin der Hirsch und du das Reh!“ in Richtung Sopran schleudert, liegt der Saal den Sängern lachend zu Füßen.



Zwischen Gestern und Morgen: Das Ensemble Unidas

Foto: Ulfried Staber